

Predigt über Psalm 46

Das Lied, das wir gerade gesungen haben, ist rasch so etwas wie die Hymne der Reformation geworden, Kampflied der evangelischen Kirche, eine Art Marseillaise des Protestantismus, jedenfalls in Deutschland. Das war schon in den Kämpfen der Reformationszeit so und hundert Jahre später im 30jährigen Krieg. Noch erfolgreicher wurde das Lied im Ersten Weltkrieg, stellte sogar „die Wacht am Rhein“ in den Schatten. Bei der Kundgebung am 1. August 1914 hier in Berlin wurde es von der Volksmenge angestimmt und im Verlauf des Krieges immer wieder von deutschen Soldaten, so beim Einzug ins eroberte Antwerpen. Die Liller Kriegszeitung brachte im Oktober 1917 zum vierhundertjährigen Reformationsgedenken ein Bild von Soldaten, die zwischen explodierenden Granaten dahinstürmen, mit der Unterschrift: „Und wenn die Welt voll Teufel wär ...“ und dazu ein Gedicht: Es ist wie eines Sturmwind's Sausen / Der mächtige Ein-feste-Burg-Choral. / Der deutschen Eiche herrlich Brausen / In Not und Nacht und Kriegswetterstrahl. ... Vierhundert Jahre! Luther lebet! / Zuschanden wird der Feinde Spott! / Sein Glaube in uns wirkt und webet. / Ein feste Burg ist unser Gott. Und so hatte dies Lied erneut Hochkonjunktur im Jahre 1933, als viele Protestanten meinten, dass die nationale Erhebung und der 450. Geburtstag des Reformators glücklich zusammenfielen. Freilich begann da auch eine etwas gegenläufige Wirkung des Lieds, denn es wurde auch in der Bekennenden Kirche wichtig und sprechend: die uns heute etwas unheimliche Zeile: Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib: lass fahren dahin, bekam existenzielle Bedeutung, als das Leben einiger ihrer Mitglieder gefährdet war, ihre Familien von Sippenhaft bedroht waren. Vor allem aber klang die letzte Zeile „das Reich muss uns doch bleiben“ auf einmal seltsam aktuell, wurde doppelsinnig. In den achtziger Jahren, als die Aufrüstung mit Mittelstreckenraketen einen Atomkrieg wahrscheinlicher machte, gab der Studentenpfarrer Hans-Jochen Vogel in Chemnitz, damals Karl-Marx-Stadt, dem bekannten Lied durch eine leichte Änderung der Betonung eine neue und kritische Bedeutung: *Ein feste Burg* ist unser Gott; er machte damit Gebrauch von einer bekannten Definition, die der Verfasser des Lieds in seinem großen Katechismus gegeben hatte: „Ein Gott heißet das, dazu man sich versehen soll alles Guten und Zuflucht haben in allen Nöten. Also dass einen Gott haben nichts anders ist, denn ihm von Herzen trauen und glauben. ... Worauf du nun dein Herz hängst und verlässt, das ist eigentlich dein Gott.“

Vogel fand, die enorme Aufrüstung zeige, wer und was wirklich, faktisch und praktisch im Sinne dieser Definition unser Gott ist: nämlich Wehr und Waffen. Und heute? Die Vorstellung einer festen Burg, der Festung Europa, hat sich in den letzten Monaten als Illusion erwiesen: die Folgen von Krieg und Elend anderswo lassen sich nicht von uns fernhalten. Und doch spukt in manchen Köpfen, nicht nur in dem des bayerischen Ministerpräsidenten, die Idee, wir müssten einfach hinreichend undurchlässige Zäune und Mauern errichten, die Außengrenzen der EU sichern – *ein feste Burg* ist unser Gott? Der Glaube an gute Wehr und Waffen und der an eine feste Burg vermischten sich letzte Woche auf eindrucksvolle Weise, als der jetzige Innen- und frühere Verteidigungsminister, dessen Name hugenottische Wurzeln zeigt, also eine Fluchtgeschichte, sich über die wachsende Zahl von Flüchtlingen aus Afghanistan empörte: schließlich haben wir doch jahrelang viele Soldaten und Polizisten dahin geschickt – da sollten die doch dankbar sein und dableiben, nicht ausgerechnet hierher fliehen.

Dass auch die Melodie dieses erfolgreichen Lieds von Luther stammt, ist jedenfalls nicht so sicher, wie unser Gesangbuch behauptet. Wahrscheinlicher ist, dass sein Freund Johann Walther, kurfürstlich-sächsischer Kapellmeister, sie geschrieben hat. In ihrer ursprünglichen Form interpretiert sie den Text durch starke Akzentsetzungen. Die Synkopierung zu Beginn unterstreicht das *unser*, erinnert damit an die große Bedeutung, die das *pro nobis*, für uns, in Luthers Entdeckung des Evangeliums hat, betont aber auch, dass die befreiende Hilfe Gottes es

wirklich mit *aller* Not aufnehmen kann. Das alt Böse des Feindes wird durch die Punktierung dramatisiert, so auch der Fürst dieser Welt in der dritten Strophe, während sein Ernst durch ruhiges Dahinschreiten illustriert wird, ihm tritt freilich in der zweiten Strophe mit gleichem Ernst Jesus Christ entgegen. Auch die grausame Rüstung dieses Feindes wird durch Synkopen hervorgehoben, doch dieselben Noten weisen in der dritten Strophe darauf hin, dass er bereits gerichtet ist. Vielleicht wegen des großen Erfolgs des Lieds gerade in kriegerischen Auseinandersetzungen wurden all diese Betonungen und Hervorhebungen bereits im 17. Jahrhundert eingeebnet, das Lied wurde insgesamt zum Marsch, die Spätere Form in unserem Gesangbuch, in dem unheimlich schon der ruhig feste Tritt der 30er Jahre hörbar wird: da hat der Ernst des alt bösen Feindes, des Fürsten dieser Welt, das ganze Lied verschlungen.

Doch ursprünglich, ehe das Lied in dieser oder jener Form zum Kampflied wurde, handelte es sich um Luthers Nachdichtung von Psalm 46. Im ältesten erhaltenen Druck steht es unter der Überschrift: Der 46. Psalm. Deus noster refugium et virtus, Gott – unsere Zuflucht und Stärke, und das Stichwort Refugium erinnert uns daran, dass unsere hugenottischen Geschwister morgen hier das Refugefest feiern. Mit dieser Überschrift aus der lateinischen Bibel schließt sich Luther der liturgischen Tradition der Römischen Kirche an, in der dieser Psalm als „Notgebet zum göttlichen Helfer in Bedrängnis“ beliebt war.

Dieser Psalm ist heute Predigttext:

*Gott ist uns Zuflucht und Kraft,
Hilfe in Bedrängnissen, sehr zu finden.
Darum fürchten wir uns nicht, wenn die Erde sich wandelt,
wenn die Berge wanken im Herzen der Meere.
Seine Wasser toben, schäumen,
die Berge beben vor seine Hoheit.
Sela.
Einen Strom gibt es,
seine Bäche erfreuen die Stadt Gottes,
die heilige unter den Wohnstätten des Höchsten.
Gott ist in ihrer Mitte,
sie wankt nicht,
helfen wird ihr Gott an der Wendung zum Morgen.
Völker toben, Königreiche wanken,
er lässt seine Stimme hören, die Erde zagt.
Der HERR Zebaoth ist mit uns,
eine Schutzburg ist uns Jakobs Gott.
Sela.
Geht hinaus, seht die Taten des HERRN,
der Erstarren setzt auf Erden:
er setzt Kriegen ein Ende bis ans Ende der Erde,
zerbricht den Bogen,
zersplittert die Lanze,
verbrennt die Wagen im Feuer.
„Lasst ab und erkennt, dass ich Gott bin,
erhoben unter den Völkern,
erhoben auf der Erde.“
Der HERR Zebaoth ist mit uns,
eine Schutzburg ist uns Jakobs Gott.
Sela.*

Der Psalm hat drei Strophen, die durch ein Sela geschlossen werden – wahrscheinlich ein musikalisch dramaturgischer Hinweis, der meist unübersetzt bleibt, weil niemand ganz genau weiß, was er bedeutet, der aber jedenfalls eine Zäsur markiert. Die zweite und die dritte Strophe haben überdies einen Refrain: Der HERR Zebaoth ist mit uns, eine Schutzburg ist uns Jakobs Gott – und dieser Kehrsvers zeigt das Thema des ganzen Lieds. Es beginnt mit einem Vertrauensvotum: Gott ist uns Zuflucht, gewährt uns also Asyl, gibt uns Kraft, Widerstandskraft. Darum fürchten wir uns nicht. Doch in diesem ausdrücklichen Dementi – wir fürchten uns *nicht* – klingt schon an, dass es durchaus Gründe zum sich Fürchten gibt: die Erde selbst, heißt es in der ersten Strophe, ändert, verwandelt sich, Berge wanken, die Wasser der Meere toben und schäumen. Das klingt nach gewaltigen Naturkatastrophen, doch in der Bibel sind aufgewühlte Fluten und wankende Berge oft ein Bild für geschichtlich politische Ereignisse, und das kennen wir auch aus unseren Tagen, wenn von Flüchtlingsströmen die Rede ist, wir aufgrund beunruhigender politischer Entwicklungen meinen, dass der Boden unter unseren Füßen wankt. Gerade das wilde, gefährliche Meer ist biblisch oft ein Bild für die Völkerwelt, in der das kleine Volk Israel unterzugehen droht. So ist beim Toben und Schäumen der Wassermassen in der ersten Strophe unseres Psalms auch an das Getobe wutschäumender Menschenmassen zu denken, mit denen Israel immer wieder zu tun hatte und hat.

Das bestätigt die zweite Strophe. Sie greift die Stichworte Wanken und Toben auf, spricht aber nicht mehr von Bergen und Wassern, sondern ohne Bild von Völkern, die toben, und Königreichen, die wanken. Die Stadt Gottes hingegen, hier fällt das Stichwort zum dritten Mal, wankt nicht. Den tosenden Wassermassen wird hier ein anderes Gewässer gegenübergestellt: ein Strom, dessen Arme diese Stadt erfreuen, und vermutlich ist auch da weniger an ein Naturereignis zu denken als an den Einfluss Gottes, der sein Volk erfreut, belebt und stärkt. Denn er selbst ist mitten in ihr, hat sie zur heiligen, also besonderen unter seinen Wohnungen gemacht – ich bin ein Jerusalemer –, lässt dort seine Stimme hören, was die ganze Erde bewegt.

Wie sehr dieses Lied Zukunftsmusik ist, wird sofort klar, wenn wir an die gegenwärtig wieder so düstere und bedrückende Situation der hier besungenen Stadt denken, deren Bewohner leider gute Gründe haben, sich zu fürchten. Noch deutlicher wird das Utopische in der dritten Strophe, in der Gott die ganze Welt abrüstet, Kriege abschafft: Bogen zerbricht, Lanzen zerstört, Kriegswagen verbrennt. Das erinnert an die biblische Vision, dass die Völker am Zion, in Jerusalem Weisung lernen, lernen, nicht mehr Krieg zu führen, sondern Schwerter zu Pflugscharen, Speere zu Winzermessern umschmieden.

Der Psalm ist Teil einer kleinen Kantate: auch in Psalm 48 wird die verlässliche Standfestigkeit des Zionsbergs besungen, wird lebhaft geschildert, wie die Könige der Völker ihren Versuch, ihn zu erobern, abbrechen müssen. Beide Zionslieder, Psalm 46 und Psalm 48, umrahmen Psalm 47, in dem die Völker der Welt dazu aufgerufen werden, die Königsherrschaft des Gottes Israels anzuerkennen, und sie diesen Appell sogar befolgen: die Fürsten, die Regierenden der Völker werden zum Volk von Abrahams Gott – eine Verwirklichung der Verheißung, dass in Abraham und seinen Nachkommen alle Völker gesegnet sein sollen.

Musik ist ja oft Zukunftsmusik, in Lieder besingen wir, was wir noch nicht sehen, doch solche Hoffnungen beeinflussen und stärken uns schon in der Gegenwart, solche Lieder bewegen und trösten uns schon jetzt, werden selbst zur Zuflucht, zur Kraftquelle. Das gilt auch für Luthers Lied. Er hat das Wort, das ich mit „Zuflucht“ übersetzt habe, mit „feste Burg“ wiedergegeben, was wörtlicher ist als in seiner Bibelübersetzung, wo er „Zuversicht“ sagt, und doch scheinen sich die beiden Worte in unseren Tagen zunehmend zu unterscheiden: da denken wir bei der festen Burg an jene Festung Europa, bei Zuflucht aber an Asyl für Verfolgte. Er hat zudem in seiner Deutung unseren Herrn Jesus Christus und den Gott Israels sehr eng zusammengeführt,

sie miteinander identifiziert: Fragst du wer der ist? Er heißt Jesus Christ, der Herr Zebaoth, und ist kein anderer Gott. Er macht damit deutlich, dass der, der in dem Juden Jesus zu uns spricht, kein anderer Gott ist als der, von dem in der Hebräischen Bibel als HERR und als HERR Zebaoth die Rede ist – entgegen all dem Unsinn, den einige seiner Schüler in all den Jahrhunderten seither verbreitet haben und noch heute verbreiten. Der Psalm 46 erinnert uns daran, dass Luther seine Entdeckungen, die zur Reformation führten, nicht nur den Briefen des Apostels Paulus verdankte, sondern ebenso seinen langjährigen Vorlesungen über das Buch Genesis und über die Psalmen.

Er hat schließlich den israelfeindlichen Völkersturm des Psalms sehr direkt mit Gottes Feinden identifiziert: die Welt voll Teufel, der fast schon mythologische alt böse Feind, der Fürst dieser Welt. Das ist ihm oft vorgeworfen worden, weil er damit seine theologischen und politischen Gegner buchstäblich verteufelt habe. Doch wir merken, dass da was dran ist; dass wir in einer verkehrten Weltordnung leben und in ihr immer wieder in Teufelskreise geraten.

Helfen uns Luthers Entdeckungen in der Situation, die uns jetzt hat betroffen?

Luther hat entdeckt, dass wir nicht durch unsere Vernunft, durch scharfes Nachdenken darauf kommen, wer und wie Gott ist, auch nicht durch das Erleben der Natur oder Erforschung unseeres Gewissens, sondern durch die Bibel und die in ihr bezeugte seltsame Geschichte Israels mit seinem Gott. Vielleicht öffnet uns diese Erfahrung für die Begegnung mit Fremden.

Er hat entdeckt, dass wir durch Jesus Christus Zuflucht gefunden haben beim Gott Israels, beim Gott eines anderen Volkes. Vielleicht hilft uns bei der Aufnahme derer, die bei uns Zuflucht suchen, die Erkenntnis, dass wir selbst Fremdlinge sind.

Und diese Zuflucht, so Luther, verdanken wir der Feindesliebe des Gottes Israels. Luther weiß, dass Christen keine besseren Menschen sind, sondern gerade als Sünder gerecht gesprochen, begnadigt sind. Vielleicht mildert das unsere Enttäuschung, wenn wir merken, dass nicht alle Neuankömmlinge gute Menschen sind. Wir werden uns auch mit ihnen streiten müssen, brauchen, wie es in einem schönen Pfingstlied heißt, den Mut zu streiten mit den Feinden Israels, denn leider sind sich einige von ihnen in der Judenfeindschaft ganz einig mit ihren ärgsten Feinden, die in Dresden nicht mehr nur Lügenpresse brüllen, sondern Judenpresse.

Luthers Bibelentdeckung verdanken wir vor allem die Hoffnung, die freilich in seiner Nachdichtung unseres Psalms auffällig fehlt: dass der Gott Israels, der HERR Zebaoth, der Herr also ganz anderer Heerscharen, die Völker abrüsten, den Kriegen ein Ende machen wird: Bogen zerbricht, Speere zerschlägt, Kriegswagen verbrennt.

Amen.